

Zeitschrift: GZ in Kontakt : Gehörlosenzeitung für die deutschsprachige Schweiz
Herausgeber: Schweizerischer Verband für das Gehörlosenwesen
Band: 85 (1991)
Heft: 9

Artikel: Behindert sind die Gehörlosen nur unter Hörenden
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-924593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Gebärdensprachforschung hat bei den Gehörlosen einen Emanzipationsprozess in Gang gesetzt

Behindert sind die Gehörlosen nur unter Hörenden

von Gabrielle Hermann

Aggressiv, aufbrausend, emotional gestört, unreif, reizbar, temperamentvoll, launisch, egozentrisch, schwach in begrifflichem Denken, uneinsichtig – das sind ein paar Münsterchen einer langen Liste von Persönlichkeitsmerkmalen Gehörloser, die der amerikanische Psychologe Harlan Lane aus psychologischen Fachpublikationen der letzten zwanzig Jahre zusammentrug. Lane hatte mit der Regierung von Burundi ein Schulprogramm für Gehörlose ausgearbeitet, und ihm schien, was er von europäischen Kolonialisten über die Schwarzen hörte, ähnelte frappant den Vorurteilen über die Gehörlosen – hier wie dort derselbe Paternalismus, dieselbe Selbstgerechtigkeit der dominanten sozialen Gruppe.

Um den Gehörlosen die Integration in die Gesellschaft zu erleichtern (um sie zu «zivilisieren», ist man geneigt anzufügen), wird an den Schweizer Gehörlosenschulen seit Mitte des vorigen Jahrhunderts ausschliesslich in gesprochener Sprache unterrichtet, d.h. in Schriftdeutsch, das in der Schweiz nicht gesprochen wird. Einzig Genf arbeitet nach dem bilingualen Modell mit Gebärdensprache und Lautsprache, und die Gehörlosenschule Zürich hat vor einigen Jahren das Gebärdentaboo so weit gelockert, dass sie lautsprachbegleitende Gebärden in den Unterricht einbezieht.

«Ich habe in der Schule nichts gelernt», sagt Ruedi Graf, 29. «Ich habe nur gelernt zu sprechen. Und die Sprache hat mir nichts gebracht. Und dazu noch: Ich habe ein sehr tiefes Niveau. Taubgeborene noch schlimmer. Sprachlich und intellektuell». Graf spricht mit schwerer Zunge, aber gut verständlich. Er ist erst mit dreieinhalb Jahren ertaubt und hat sich aus seiner Frühkindheit Ansätze zur Stimmmodulation bewahrt.

Zehn Jahre lang besuchte Ruedi Graf die Gehörlosenschule in St. Gallen im Glauben, wenn er gross sei, würde er sprechen können und leben wie alle anderen. In der Familie, in der Freizeit war er mit Hörenden zusammen, und solange er im Schonraum der

Kameraden in den Pausen und der Freizeit. Die Lehrerinnen und Lehrer hingegen nahmen sich meist schon gar nicht die Mühe, eine der gebärdensprachlichen Techniken zu lernen, und sie raten auch den Eltern ab, dies zu tun; das Kind müsse sich in gesprochener Sprache zurechtfinden.

Ablesen ermüdet jedoch sehr rasch, es erfordert höchste

Die Gebärde braucht Raum und den ganzen Oberkörper

Natürlich gibt es Ausnahmen, denen es gelingt, sich die gesprochene Sprache zu erschliessen. Beispielsweise Peter Hemmi, 46, seit drei Jahren Regionalsekretär des Schweizerischen Gehörlosensbundes (SGB). Er schaffte, nach der achten Klasse den Übertritt in eine Schule für Schwerhörige. Erst dort wurde er des drasti-



Gehörlosigkeit wird von den Betroffenen vor allem im Umgang mit Hörenden empfunden, die darauf vertrauen, Gehörlose könnten Worte von den Lippen mühelos lesen, wo doch die Kommunikation einfacher über die Gebärde zustande kommt.

Illustration: Heinz Schnieper

Schule lebte, ging das problemlos.

Erst als er eine Schreinerlehre begann, und selbständig wurde, kam der «Hammer», wie er sich ausdrückt. Er sah sich in eine schnelle Welt versetzt und fühlte sich verloren. Nichts von Integration oder Kommunikation. Erst glaubte er, er sei einfach dümmer als die andern, bis er merkte, dass das eben seine Behinderung war. Heute arbeitet Ruedi Graf als sozio-kultureller Animator in der Beratungsstelle für Gehörlose mit Jugendlichen und Mehrfachbehinderten: Er schaffte den Anschluss ans Bildungsniveau von Hörenden auf dem zweiten Bildungsweg, mit Dolmetscherhilfe.

Der pädagogische Entscheid für die orale Methode bedeutet konkret, dass ein grosser Teil des Unterrichts dafür aufgewendet wird, Kommunikation überhaupt erst herzustellen. Das natürliche Sprachmedium gehörloser Kinder ist die Gebärde, Gebärdensprache lernen sie spontan von ihren

Konzentration, wer wegschaut, verliert den Faden. Und selbst jemand, der sehr geschickt ist darin, bekommt nur etwa 40 Prozent des Gesagten mit; denn manche Phoneme, wie auch Anfang und Ende der Wörter, sind unsichtbar, andere lassen sich nicht unterscheiden (z.B. b von p). Gehörlose ergänzen daher beim Ablesen aus ihrem Vorwissen, oder sie raten. Eine Sprache lernen kann man auf diese Weise sicher nicht. Das strenge Sprech- und Hörtraining geht auf Kosten der Wissensvermittlung und führt zum kläglichen Erfolg, dass die Kinder die Schule mit einem Sprachniveau von Viertklässlern und einem Wortschatz von etwa 20 bis 25 Prozent verlassen und dass gerade ein halbes Prozent der taub Geborenen oder vor dem Spracherwerb (prälingual) Ertaubten eine für Hörende verständliche Sprache besitzen. (Die Zahlen stammen aus ausländischen Studien, dürften indessen auch für die Schweiz gelten.)

schon Unterschiedes im Sprachniveau gewahr und begann selbst, an seiner Sprache zu arbeiten, in der Freizeit und vor allem in den Ferien. Die Gebärden liess er möglichst weg; er wollte «normal» werden, er war ehrgeizig, er brauchte Lob und Ermunterung. Und Lob erhielt er nur, wenn er redete. Wer Gebärdensprache benützte, war abgeschrieben an der Gehörlosenschule. Im Verstecken gebärdeten die Kinder mit Wonne, aber sie übernahmen die Werthaltungen ihrer Erzieher. Gebärden sind schlecht, primitiv, Hörende mögen das nicht.

Hemmi machte – ebenfalls auf dem zweiten Bildungsweg – die Matura. Indes, so sehr er sich auch anstrebte, die Hörenden waren immer überlegen. Seit zehn Jahren benützt er nun zunehmend die Gebärdensprache: seit er gemerkt hat, dass die Jüngeren, die mit grösserer Selbstverständlichkeit gebärden, viel selbstbewusster sind.

Die grosse Verständigungs-

barriere für Gehörlose in der Welt der Hörenden ist jedoch nicht so sehr der Wortschatz als vielmehr die Grammatik. Der lineare Satzaufbau ist prälingual Ertaubten zutiefst fremd. Ihre eigene, visuell-gestische Sprache ist räumlich und parallel organisiert. Sie beginnen den Satz auch oft nicht mit dem Subjekt, sondern mit dem Thema, dem ein Kommentar oder eine Information angehängt wird. Gebärdet beispielsweise ein Gehörloser: «Ich möchte gern mit dir ins Kino gehen», so macht er zuerst das Zeichen für «Kino»; den Namen des Films übersetzt er unter Umständen in Gebärdensprache, oder er buchstabiert ihn mit dem Fingeralphabet. «Ich» und «mit dir» markiert er mit dem Zeigfinger, und das Adverb «gern» drückt er, zeitlich koordiniert mit der Gebärde für «gehen», mimisch aus.

Ist von Personen die Rede, so wird jede im Gebärdenraum um Oberkörper und Kopf plazierte und jede Aussage, die sich auf sie bezieht, an der definierten Stelle ausgeführt. Verben werden daher nicht wie in der gesprochenen Sprache konjugiert. Es gibt eine neutrale Form, bestehend aus einer Handform, einer Handstellung und einer Bewegung dieses Handzeichens; wer Subjekt und wer Objekt des Satzes ist, ergibt sich aus der Ausführungsstelle des Verbs oder aus einer Modifikation der Bewegung, etwa wenn es sich um mehrere, nicht näher definierte Personen oder Vorkommnisse handelt (alle, jeder, einige, dauernd, selten, usw.). Die Präzisierung, wann etwas stattfindet, ist somit meist nicht ans Verb gebunden, sondern wird auf der Zeitlinie gebärdet, die auf der Sagittalebene von hinten nach vorne läuft.

Gebärdensprache setzt nicht nur den Raum, sondern die gesamte Körperhälfte linguistisch ein. Bestimmte Kopfstellungen, kombiniert mit Ausdrucksformen von Mund, Wange, Augen und Augenbrauen, zeigen die Frage, den Konditional- oder den Relativsatz, die Bejahung oder Verneinung an. Direkte und indirekte Rede unterscheiden sich durch die Ausrichtung des Oberkörpers, koordiniert mit Blickrichtung und Gesichtsausdruck.

Was aussieht wie eine Pantomime, ist eine sehr effiziente, den Lautsprachen an Komplexität und Abstraktionsvermögen keineswegs nachstehende Sprache; sie enthält sämtliche wichtigen grammatikalischen Universalien. Bekannt ist das freilich erst, seit die Lin-

guisten vor dreissig Jahren begannen, die Gebärdensprache zu untersuchen. Die Gehörlosen selbst, die sich untereinander seit je mittels Gebärdensprache verständigen, waren sich der Regelmässigkeit ihrer Sprache nicht bewusst. Auch scheint die Bildhaftigkeit mancher Zeichen weder beim Gebrauch noch beim Erwerb dieser Sprache eine grössere Rolle zu spielen (nicht mehr als beispielsweise lautmalische Wörter).

Neuere Forschungen zeigen, dass Kinder, die die Gebärdensprache von ihren gehörlosen Eltern (das gilt für etwa 10 Prozent) oder in Sonderkindergärten und Gehörlosenschule von ihren Kameraden als Erstsprache lernen, analytisch vorgehen, genau wie hörende Kinder auch. Das heisst, sie imitieren nicht bloss, sondern suchen Gesetzmässigkeiten, bilden Hypothesen über den Gebrauch der Zeichen und überprüfen sie. Auch die Lernstufen folgen demselben kognitiven Entwicklungsschema. Obwohl Kleinkinder ihre Hand- und Armmuskulatur vor dem Stimmapparat kontrollieren, beginnen sie im selben Alter, Gesten bzw. Laute als Symbole zu verwenden und – einige Monate später – Symbole zu kombinieren.

Von den Zeichendialekten zu einer Zeichenweltsprache

Personen hingegen, die die Gebärdensprache erst als Jugendliche oder Erwachsene, das heisst als Zweitsprache lernen, gehen ganz anders vor, sie benützen eine ganzheitliche Lernstrategie. Was entscheidender ist: Sie lernen die grammatikalischen Feinheiten nicht mehr. So bezeichnet sich beispielsweise Ruedi Graf, der strikt oral erzogen wurde, als nicht sehr differenzierter Gebärdensprecher. Die Kinder, die er während eines Praktikums an der Gehörlosenschule Zürich kennenlernte, gebärdeten seiner Meinung nach viel sauberer, gepflegter, schöner.

«Je später man die Gebärdensprache lernt, desto weniger beherrscht man die räumlichen und mimischen Strukturen», sagt die Psycholinguistin Penny Boyes Braem. Sie hat in Basel das Forschungszentrum für Gebärdensprache eingerichtet und arbeitet gegenwärtig an einer vom Nationalfonds unterstützten explorativen Studie über die verschiedenen Formen der Gebärdensprache in der deutschen Schweiz. In dieser ersten grösseren Schweizer Studie vergleicht Boyes Braem den Sprachgebrauch von prälingual Gehörlosen,

die die Gehörlosensprache in ihrer frühen Kindheit lernten, mit solchen, die das erst nach 15 Jahren. Es ist zum Beispiel nicht klar, sagt sie, «ob Spätlernende eine reine Gebärdensprache verwenden oder eine Mischsprache mit oral-sprachlichen Merkmalen und Wörtern».

Die Deutschschweizer Gehörlosen haben im Umkreis der Schulen Dialekte entwickelt, die sich geringfügig, auf der Ebene einzelner Zeichen, unterscheiden. In ihrer Grundstruktur gleichen sich jedoch die meisten Gebärdensprachen, zumal die europäischen; sie entwickelten sich unabhängig von den in ihrem Umfeld gesprochenen Sprachen. Die amerikanische Gebärdensprache, die häufig an internationalen Kongressen verwendet wird und dran ist, sich als Lingua franca zu etablieren, unterscheidet sich beispielsweise von der britischen. «Wir können die nationalen Gebärdensprachen so vereinfachen, dass wir auf einer gemeinsamen Stufe kommunizieren können», sagt Katja Tissi 27. Die gehörlos geborene Hochbauzeichnerin und Produktgestalterin ist seit einigen Jahren beim Schweizerischen Gehörlosenbund als Illustratorin angestellt. Aufgrund von Videoaufnahmen zeichnet sie erstmals die Gebärden der Schweizer Gehörlosen. Zeichnungen und Videos dienen als Grundlage für Sprachkurse; Fernziel dieses von der Johnson Stiftung in Bern unterstützten Projekts wäre ein Lexikon.

Am schwersten fällt es, die feinen Gefühle auszudrücken

Kommunikation herzustellen ist jedoch auch unter Gehörlosen, die sich nicht kennen, nicht immer ganz einfach. So zeigten amerikanische Forschungen, dass kompetente Sprecher dazu neigen, mit lautsprachlich versetzter Gebärdensprache ins Gespräch einzusteigen, bis sie sich der sprachlichen Versiertheit ihres Gegenübers vergewissert haben. Boyes Braem stellt daher in ihrem Forschungsprojekt die Gesprächsgruppen aus Gehörlosen zusammen, die sich bereits kennen. Eine Gebärden-Laut-Mischsprache (manche Autoren verwenden den anschaulicheren, aber nach Boyes Braem nicht ganz korrekten Ausdruck «Lautsprachen-Gebärden-Pidgin») benützen Gehörlose auch gegenüber Hörenden, die zu gebärdet gelernt haben, passen sich jedoch deren Sprachkompetenz an, indem sie den Anteil oraler Elemente erhöhen.

Eine weitere Mischform, die allerdings nicht von den Ge-

hörlosen selbst, sondern von hörenden Pädagogen geschaffen wurde, ist die Technik der lautsprachbegleitenden Gebärden. Der Satzaufbau folgt der Lautsprache, setzt also grammatikalische Kenntnisse voraus, während jedes Wort einzeln mit Handzeichen visualisiert wird – eine langwierige Angelegenheit, Verlegenheitslösung von Hörenden, die nicht genügend Kompetenz in Gebärdensprache erwarben.

Der «Sprachenstreit» ist gegenwärtig in der Schweiz voll im Gange, und die Fronten verschieben sich rasch. Noch 1985 verabschiedete der SGB «10 Thesen zur Lautsprache und Gebärde», deren sechste festhielt: «Die Gebärde soll auch im schulischen Unterricht verwendet werden. Die Gebärde allein als Unterrichtsmethode ohne Bezug zur Lautsprache ist abzulehnen.» Fünf Jahre später, im September 1990, forderten Regionalpräsident Peter Matter und Sekretär Peter Hemmi in einem Brief an Bundesrat Cotti die Anerkennung der Gebärdensprache als fünfte Landessprache. Sie kämpften für eine gesetzliche Verankerung ihrer Sprache, wie sie etwa Kanada und die skandinavischen Länder kennen, und für bilinguale, auf Gebärdensprache aufbauende Schulmodelle.

Das neue Leiterteam des SGB, und mit ihm viele der jüngeren Gehörlosen, verstehen ihre Behinderung nicht mehr als medizinisches Problem, wie ihnen die Fachleute und Gehörlosenpädagogen suggerierten, sondern als kulturelles und letztlich als politisches. Zwar können sie die Behinderung nicht abschütteln, wohl aber die Bevormundung.

Sie haben das gemacht, was ihnen die Lehrpersonen in den Gehörlosenschulen vorenthielten: «Sie haben sich über ihre Sprachsituation und ihre sozialen Chancen informiert, sie haben an Kongressen und Seminaren mit Gebärdensprachforschern teilgenommen und Studienreisen nach Skandinavien, in die gehörlosenpolitisch und -pädagogisch fortschrittlichsten Länder, unternommen, und sie haben gestaunt. Gestaunt, wie spontan die Kinder im Unterricht mitmachen, wenn sie gebärdet dürfen; dass sie neugierig sind, Fragen stellen und mitdenken. Gestaunt auch über die Selbstsicherheit, mit der gehörlose Erwachsene sich in den Läden, im öffentlichen Raum bewegen. Die schwedischen Gehörlosen verweigern sich ei-

ner Integration um den Preis der «Normalisierung».

In einer Informationsgesellschaft von den Informationskanälen abgeschnitten zu sein ist ein arges Handicap. Es fehlt Gehörlosen an gängigem, grundlegendem Wissen über die Welt, in der sie leben. Sich am Arbeitsplatz über Sachfragen zu verständigen gelang Tissi, Graf und Hemmi jedoch immer. Viel härter traf sie – und trifft sie noch – dass sie ausgeschlossen sind von allem, was auf Gefühlsebene läuft zwischen und mit Hörenden. Freilich, geradlinige Gefühle auszudrücken wie Freude, Trauer ist nicht schwierig; die feineren Regungen hingegen, die Zwischentöne und kleinen Unsicherheiten, teilen Hörende meist unbewusst durch die Stimmführung mit.

Ohne Gehör geht das verloren, während umgekehrt die Hörenden die emotionalen Ausdrucksformen der Gehörlosen nicht verstehen.

Die Auseinandersetzung mit ihrer Situation hat einerseits den Glanz der idealisierten Welt der Hörenden etwas verblassen lassen, andererseits die eigene Gemeinschaft und Kultur aufgewertet. «Die Gehörlosengemeinschaft ist die Nahrung für unsere Psyche», sagt Peter Hemmi schlicht. Nur in der hörenden Gesellschaft sind Gehörlose behindert, untereinander sind sie es nicht. aus «Weltwoche»

Literatur:

Penny Boyes Bräm: Einführung in die Gebärdensprache und ihre Erforschung. Signum Verlag, Hamburg 1990, Fr. 33.70

Wenn wir nicht mehr farbig sehen

Wenn wir einen Gegenstand ansehen oder fixieren, können wir feine Einzelheiten nur gerade dort erkennen, wo unser Blick ruht beziehungsweise wo wir fixieren. Das ganze Umfeld sehen wir zwar gleichzeitig auch, aber nur unscharf. Dieser Sachverhalt ist für uns derart selbstverständlich, dass er uns im allgemeinen gar nicht bewusst ist.

Beim Lesen eines Textes können wir mit einem Blick nur gerade drei bis vier Buchstaben scharf sehen oder erfassen. Diese werden für einen kurzen Moment optisch auf die Netzhautmitte, den sogenannten gelben Fleck (lateinisch Makula) geworfen. Da sind die Sinneselemente (die Zapfen) ganz besonders dicht und regelmässig angeordnet, so dass dort die Sehstärke weitaus am höchsten ist.

Leider ist die Netzhaut besonders anfällig für Durchblutungs- oder Ernährungsstörungen. Als Folge einer solchen Störung wird die Netzhautmitte narbig umgebaut, und es kann zu Blutungen oder Flüssigkeitsaustritt aus den feinen Haargefässen kommen. Diese Schäden sind im allgemeinen nicht mehr reparierbar. Wir sprechen dann von einer Degeneration des gelben Flecks. Degenerationen der Netzhautmitte können als Erbliden schon junge Menschen befallen. Sie können aber auch Folge einer Entzündung oder eines Unfalls sein, beispielsweise bei einer Augenprellung oder nach ungeschütztem Blick in die Sonne.

Weitaus am häufigsten ist die einfache Altersdegeneration. Keines unserer Gewebe ist auf ein ewiges Leben hin angelegt, und gerade ein so hochkomplexes Sinnesorgan wie das Auge ist besonders störungsanfällig, anfälliger als etwa ein Knochen. Da immer mehr Menschen ein hohes Alter erreichen, wird dieses Leiden scheinbar häufiger.

Die Betroffenen bemerken als Symptom meist ein verzerrtes Sehen. Gerade Linien werden krumm oder unterbrochen gesehen. Am meisten stört dies beim Lesen.

In fortgeschrittenen Stadien fehlt dann auch die Farbempfindung. Wo man hinblickt, sieht man nichts oder nur eine Art graubraunen Fleck. Das ganze Umfeld aber wird wahrgenommen, und die soziale Bewegungsfreiheit bleibt somit ungestört. Trotz unbestreitbar schwerer Behinderung ist dies ein grosser Trost; ein Schwerhöriger ist vergleichsweise sozial bedeutend stärker isoliert.

Der Wunsch nach einer besseren Brille kann diesen Patienten meist nicht erfüllt werden. Zum Lesen muss eine Lupe oder besser eine Leuchtlupe benutzt werden. Sehr starke Vergrösserungen werden mit einem Lesegerät möglich, das im Prinzip aus einer Fernsehkamera mit Bildschirm besteht. Das Gerät ist aber teuer und eignet sich im allgemeinen eher für jüngere Patienten. Auskunft erteilen die kantonalen Beratungsstellen für Sehbehinderte.

Dr.med. Hans Tschopp, Brugg

Die selbstlose Mutter

Es war ein kleiner Junge, der wohl schon öfter Rechnungen machen hörte. Er verstand es schon ganz gut, Geld zu verdienen. Es kam ihm dann auch in den Sinn, seiner Mutter für die kleinen Dienstleistungen Rechnung zu stellen. Eines Tages überreichte er also seiner Mutter feierlich einen Zettel, auf dem folgendes stand:

Die Mutter schuldet ihrem Georg am 21. März:

1. für einen Gang zum Bäcker 5 Rp.
2. weil er einen Tag lang brav war 5 Rp.
3. für zweimal Wasser holen 10 Rp.
4. für das Aufgeben von drei Briefen 10 Rp. macht zusammen 30 Rp.

Die Mutter las den Zettel und sagte kein Wort. Am Abend gab sie dem Knaben 30 Rappen, die dieser freudig annahm. Dazu gab sie ihm aber auch einen Zettel und ging hinaus. Da las nun Georg:

Georg schuldet der Mutter für zehn Jahre Wohnung nichts für zehn Jahre Verpflegung nichts für Kleider und Schuhe nichts für Waschen und Flicker nichts für Pflege in der Krankheit nichts für seine Spielsachen nichts dafür, dass er stets eine gute Mutter hatte nichts für alle Liebe, Sorge und Mühe nichts macht zusammen nichts Der Knabe las und las. Schamröte stieg in ihm auf. Er erkannte, was die Mutter ihm gegeben und wie lieblos seine «Rechnung» war. Er ging zur Mutter, umarmte sie und bat schluchzend: «Mutter, verzeihe mir. Da sind die 30 Rappen. Ich will nie mehr so dumm sein.» Natürlich verzieh die Mutter gerne. Der Knabe aber vergass seinen Lebtage nie mehr die Lehre über die uneigennützigste Mutterliebe.

Sonderausstellung im Naturhistorischen Museum der Bürgergemeinde Bern

Bären

Biologie • Brauchtum • Bejagung

Der Schwerhörigenverein Bern und die Beratungsstelle für Gehörlose Bern organisieren speziell für Hörbehinderte eine Abendführung durch die Sonderausstellung «Bären».

Eine anwesende Dolmetscherin sowie mobile Hörgeräteeinrichtungen sollen die Erklärungen für die Besucher verständlicher machen.

Ort: Naturhistorisches Museum, Bernastr. 15, 3005 Bern (Tram Nr. 3 oder Nr. 5 bis Helvetiaplatz)

Datum/Zeit: Dienstag, 7. Mai 1991, um 19.00 Uhr

Kosten: Eintritt zwischen Fr. 1.50 und Fr. 3.– pro Person

Da wir auf eine ungefähre Teilnehmerzahl angewiesen sind, (Führung von 1 oder 2 Gruppen) wäre eine Anmeldung bis zum 3. Mai für uns von grossem Nutzen. Anmeldung entweder schriftlich oder per Telefon 22 57 81 (Schwerhörigenverein) oder Tel. 45 26 54 (Beratungsstelle für Gehörlose). (Schwerhörige: bitte angeben, ob Sie eine mobile Höranlage brauchen oder nicht.)

Vorankündigung

Im Rahmen der Sonderausstellung organisiert das Naturhistorische Museum eine Vortragsreihe zum Thema.

Eine Dolmetscherin sowie eine Höranlage soll auch den Hörbehinderten eine Teilnahme ermöglichen.

Eine Anmeldung für die Vorträge ist nicht notwendig.

Vortragsdaten:

- | | |
|------------------------|--|
| Do, 16. Mai, 20.00 Uhr | Braunbären. Aus der Biologie des Berner Wappentieres. |
| Do, 23. Mai, 20.00 Uhr | Fischende Braunbären – ziehende Eisbären in Alaska und Kanada. (Dia-Vortrag) |
| Do, 30. Mai, 20.00 Uhr | Bärenforschung in Südeuropa. Aktueller Stand der Untersuchungen. |
| Do, 6. Juni, 20.00 Uhr | Der Bärengraben und seine Bewohner. |

Alle Vorträge finden im Vortragssaal im Naturhistorischen Museum statt.